

Unter der Rinde – zusammen wachsen

Adventspredigt zu Jesaja 11,1–9

Pfr. Tobias Habicht

[als Schriftlesung:

Lesung aus dem Prophetenbuch Jesaja im 11. Kapitel - Der Messias und sein Friedensreich

Und es wird ein Reis hervorgehen aus dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. Und Wohlgefallen wird er haben an der Furcht des Herrn. Er wird nicht richten nach dem, was seine Augen sehen, noch Urteil sprechen nach dem, was seine Ohren hören, sondern wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Lande, und er wird mit dem Stabe seines Mundes den Gewalttätigen schlagen und mit dem Odem seiner Lippen den Gottlosen töten. Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden sein und die Treue der Gurt seiner Hüften.

Da wird der Wolf beim Lamm wohnen und der Panther beim Böcklein lagern. Kalb und Löwe werden miteinander grasen, und ein kleiner Knabe wird sie leiten. Kuh und Bärin werden zusammen weiden, ihre Jungen beieinanderliegen, und der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind. Und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter, und ein kleines Kind wird seine Hand ausstrecken zur Höhle der Natter. Man wird weder Bosheit noch Schaden tun auf meinem ganzen heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt.]

Dem, der überschwänglich tun kann, über alles hinaus, was wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die in uns wirkt, dem sei Ehre in der Gemeinde, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn. AMEN

I. Unter der Oberfläche

Unter der Rinde geschieht etwas. Auch dann, wenn der Baum kahl ist.
Auch dann, wenn nichts darauf hindeutet. Auch dann, wenn alles nach Stillstand aussieht.
Unter der Rinde fließt Leben. Unsichtbar. Geduldig. Unaufgeregt.

Der Text, den wir eben gehört haben, weiß davon.
Er spricht von einem Reis. Nicht von einem starken Stamm. Nicht von einer fertigen Krone.
Sondern von etwas Zartem, das hervorbricht – aus einem Stumpf.
Was Jesaja beschreibt, ist kein Triumphbild, kein Bild der Macht.
Es ist ein Bild der Hoffnung, die sich nicht aufdrängt.
Ein Bild der Verheißung, die wächst, ohne sich beweisen zu müssen.

Jesaja spricht aus einer Zeit der Ernüchterung.
Das Königtum, das mit David verbunden war, liegt hinter ihm.
Was einmal Stärke bedeutete, ist abgebrochen.
Übrig bleibt ein Stumpf – sichtbar gescheitert, ohne Glanz, ohne politische Wirkung.

Gerade hier setzt die Verheißung an.
Nicht jenseits der Geschichte, sondern mitten im Bruch.
Wenn Hoffnung so wächst – verborgen, unspektakulär, widerständig –,
dann braucht sie einen Geist, der anders wirkt als die Mächte, die wir kennen.

II. Ein Geist, der anders richtet

Ein Reis wächst aus dem Stumpf Isais.
Und auf ihm ruht der Geist Gottes:
Geist der Weisheit und des Verstands, Geist des Rates und der Stärke,
Geist der Erkenntnis und der Furcht Gottes.

Dieser Geist ist nicht laut. Er macht aufmerksam. Er schärft das Urteil.
Er richtet nicht nach dem Augenschein und nicht nach dem, was sich schnell erzählt.
Gerechtigkeit ist hier keine Parole. Sie ist eine Haltung.
Eine Art, die Welt zu sehen. Eine Art, Menschen zu begegnen.
Jesaja zeichnet eine Welt, in der Macht nicht mehr entscheidet, wer leben darf und wer nicht.
In der Gewalt ihren Zwang verliert. In der Angst nicht das letzte Wort behält.

Wolf und Lamm. Kalb und Löwe. Ein Kind mitten unter ihnen.
Kein naives Idyll. Sondern ein Gegenbild zur Erfahrung.
Ein Bild gegen das, was wir kennen.
Gegen Gewalt, die sich religiös tarnt. Gegen Worte, die Frieden sagen und Macht sichern.

In einer Zeit, in der antisemitische Ressentiments wieder lauter werden
und religiöse Sprache missbraucht wird, um Ausgrenzung zu legitimieren,
steht dieses Bild quer zu dem, was sich durchsetzen will.
Ein Bild, das nicht beschreibt, wie es ist, sondern wie es werden soll.
Eine solche Hoffnung lebt nicht aus sich selbst,
sondern aus einer Geschichte, die älter ist als wir.

III. Erwartung, die älter ist als wir

Advent lebt aus dieser Spannung.
Nicht aus Erfüllung, sondern aus Erwartung.
Nicht aus Besitz, sondern aus Hoffnung.
Und diese Erwartung ist älter als wir.
Sie ist nicht christliches Eigentum. Sie ist jüdische Hoffnung.
Getragen über Generationen hinweg. Gelesen, gebetet, ausgehalten.

In jüdischen Auslegungstraditionen bleibt diese Hoffnung bewusst offen.
Sie bindet sich nicht an eine einzelne Gestalt,
sondern an eine noch ausstehende Zukunft dieser Welt.
Der Messias ist hier kein abgeschlossener Besitz,
sondern eine ausstehende Verheißung:
dass Gerechtigkeit wächst, dass Gewalt ihre Selbstverständlichkeit verliert,
dass Zusammenleben neu geordnet wird.

Der Text aus dem Prophetenbuch Jesaja ist kein christlicher Besitztext.
Er gehört zur Hoffnung Israels, die sich nicht in christlicher Erfüllung auflöst.
Christlicher Glaube liest diesen Text im Angesicht dieser Hoffnung –
hörend, lernend, nicht an ihrer Stelle, sondern im Respekt vor ihr.
Christlicher Advent lebt davon, dass wir uns in diese Erwartung hineinstellen.
Nicht an ihre Stelle treten. Nicht sie erledigen. Sondern uns von ihr formen lassen.
Wir glauben nicht anstelle Israels. Wir glauben im Angesicht Israels.
Und wir glauben an den Gott, der seinem Volk treu bleibt.
Diese Treue ist keine Vergangenheit. Sie ist Zukunft. Sie ist Gegenwart.
Erwählung ist Beziehung. Kein Besitz. Kein Ausweis moralischer Überlegenheit.
Keine übertragbare Auszeichnung. Sondern Bindung. Verantwortung. Verwiesenheit.

Das ist eine der für mich wichtigsten Lernerfahrungen aus dem jüdisch-christlichen Gespräch:
Dass Hoffnung nicht dadurch lebt, dass man sie schneller erfüllt,
sondern dadurch, dass man sie treu bewahrt.
Was theologisch so beschrieben werden kann,
lernt man nicht nur im Denken, sondern im Zusammenleben.

IV. Eine gelernte Haltung

Ich erinnere mich an einen Sommer. Wir waren ja eh immer viele zu Hause.
Sechs Kinder – fünf Geschwister und ich.
Und zusätzlich acht Jugendliche als Feriengäste.
Aus Rehovot. Aus Montpellier. Aus Simferopol.
Unterschiedliche Sprachen. Unterschiedliche Geschichten.
Unterschiedliche Selbstverständlichkeiten.

Meine Eltern haben damals etwas getan, das mir erst im Rückblick klarer geworden ist:
Sie haben Raum gehalten.
Nicht dominiert. Nicht erklärt. Nicht vereinheitlicht.
Sie haben dafür gesorgt, dass Menschen miteinander essen konnten.
Dass es Zeiten gab. Dass Konflikte nicht eskalierten.
Dass niemand verschwand.

Verständigung geschah nicht reibungslos.
Sie geschah tastend.
Englisch, Deutsch, Französisch, Ivrit, Jiddisch, bruchstückhaft, wild durcheinander.
Gesten. Lachen. Missverständnisse. Geduld.

Unter der Rinde geschah etwas.
Nachhaltig, und trotzdem unspektakulär.
Ich habe damals gelernt,
dass Zusammenleben nicht dort beginnt, wo man sich versteht,
sondern dort, wo man einander nicht aufgibt.
Und dass dieses Lernen nicht in meiner Verfügung lag.
Es wurde mir zugemutet. Geschenkt.
Nicht von mir gemacht.
Diese Erfahrung hat mein Verständnis von Erkenntnis geprägt.
Diese Haltung ist keine Selbstverständlichkeit.
Sie ist eine geistliche Übung – und eine der Lernerfahrungen,
die das jüdisch-christliche Gespräch der Kirche bis heute zumutet:
Raum zu geben, ohne zu vereinnahmen.
Nähe zuzulassen, ohne zu verschmelzen.
Verschiedenheit auszuhalten, ohne sie aufzulösen.
Das ist näher an Jesaja, als wir denken.

V. Erkenntnis, die Beziehung meint

Denn auch dort wächst der Friede nicht aus Harmonie.
Sondern aus einer neuen Art zu richten.
Aus einer Gerechtigkeit, die die Schwachen im Blick behält.
Aus einem Geist, der Macht begrenzt.

Der Text spricht davon,
dass niemand mehr Schaden anrichtet auf dem heiligen Berg Gottes.
Nicht, weil alle gleich geworden sind.
Sondern weil die Erkenntnis Gottes die Erde erfüllt.
Erkenntnis – nicht Information. Nicht Ideologie.
Sondern ein Erkennen, das Beziehung meint.
Ein Erkenntnis vor Gott. Eine Nähe, die Verhalten verändert.
Wo Erkenntnis Beziehung meint, bleibt Gottes Zukunft offen.
Sie lässt sich nicht vorwegnehmen, nicht festschreiben
und nicht vereinnahmen – weder religiös noch theologisch.
Wer das aushält, lernt warten.

Diese Erkenntnis zeigt sich dort,
wo kirchliches Reden nicht zuerst erklärt, bewertet oder vereinnahmt,
sondern Raum lässt für das, was uns vorausliegt.
Wo Erkenntnis Beziehung bleibt, kann sie nicht beschleunigt werden.

VI. Adventliche Geduld

Advent ist die Zeit, in der wir lernen, dieses Warten nicht zu verkürzen, sondern auszuhalten.
Advent lädt uns ein, uns diesem Erkennen auszusetzen.
Nicht schneller zu sprechen als Gott. Nicht vorschneller zu urteilen. Nicht billiger zu hoffen.

Kirche lebt davon, dass sie diese Geduld einübt.
Dass sie lernt, nicht alles sofort auf sich zu beziehen.
Dass sie anerkennt, dass Gottes Geschichte größer ist als ihre eigene –
und dass Israels Hoffnung darin nicht aufgeht, sondern bleibt.
Unter der Rinde unserer Texte, unserer Traditionen, unserer Gewissheiten geschieht etwas.
Gott wächst seiner Verheißung entgegen.
Nicht ruckartig. Nicht gewaltsam. Sondern treu.

Der Reis aus dem Stumpf Isais ist kein Zeichen des Endes.
Er ist ein Zeichen des Anfangs.

*Advent heißt, diesem Anfang Raum zu geben.
In unserer Sprache. In unserem Denken. In unserer Art, Hoffnung zu teilen.
All diese Bilder, Gedanken und Erfahrungen führen auf dieselbe Haltung hinaus:
der Hoffnung Gottes Raum zu geben, ohne sie zu verkürzen.
AMEN*